

(Nachdruck verboten.)

27]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Um diese Zeit begannen die Besucher hinauszugehen. Der Inspektor trat zu Nechljudow und sagte, die Besuchszeit sei zu Ende. Die Maslowa stand auf und wartete ergeben, bis man sie fortlassen würde.

„Leben Sie wohl, ich muß Ihnen noch vieles sagen, aber wie Sie sehen, kann ich es jetzt nicht.“ sagte Nechljudow und reichte ihr seine Hand. „Ich komme wieder.“

„Ach denke, Sie haben alles gesagt . . .“

Sie gab ihm die Hand, aber drückte seine nicht.

„Nein, ich will mich bemühen, Sie wieder zu sehen, wömmöglich mit Ihnen zu sprechen, und dann werde ich Ihnen das sehr Wichtige sagen, was ich Ihnen sagen muß.“ sprach Nechljudow.

„Nun, kommen Sie nur.“ sagte sie leise und lächelte mit dem Lächeln, mit welchem sie Männern zulächelte, denen sie gefallen wollte.

„Sie stehen mir näher als eine Schwester.“ sagte Nechljudow.

„Wunderbar!“ wiederholte sie und ging kopfschüttelnd hinter das Gitter.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Nechljudow hatte erwartet, daß Katjuscha schon beim ersten Wiedersehen, nachdem sie ihn erkannt und seine Absicht, ihr zu dienen und Ruhe zu thun, erfahren, sich freuen und versöhnen und wieder Katjuscha werden würde; aber zu seinem Schrecken bemerkte er, daß keine Katjuscha vorhanden war, sondern nur eine Maslowa. Das nahm ihn wunder und erschreckte ihn.

Hauptsächlich wunderte ihn, daß die Maslowa sich ihrer Lage nicht nur nicht schämte — nicht ihrer Lage als Gefangene (deren schämte sie sich), sondern ihrer Lage als Prostituierte —, sondern gleichsam mit ihr zufrieden, fast stolz auf sie war. Dabei konnte das gar nicht anders sein. Jeder Mensch muß, um thätig zu sein, seine Thätigkeit unbedingt für wichtig und gut halten. Deswegen bildet sich jeder Mensch, welches auch immer seine Stellung sein mag, sicherlich stets eine derartige Ansicht vom Leben der Menschen überhaupt, daß seine Thätigkeit ihm als wichtig und gut erscheint.

Man glaubt gewöhnlich, Diebe oder Mörder, die ihren Beruf als schlechten erkannt, mühten sich wegen desselben schämen. Gerade das Umgekehrte ist der Fall. Diese vom Schicksal und durch ihre Sünden und Fehler in eine bestimmte Lage veretzten Menschen bilden sich, wie anormal diese Lage auch immer sein mag, stets eine Anschauung vom Leben überhaupt, bei der ihre Lage ihnen als gut und beachtenswert erscheint. Zur Aufrechterhaltung einer solchen Anschauung aber bleiben die Leute stets in dem Kreise, in dem die Begriffe gelten, die sie sich vom Leben und ihrer Stellung in ihm gebildet haben. Uns wundert das, wenn es sich um Diebe handelt, die sich ihrer Geschicklichkeit rühmen, oder um Mörder, die mit ihrer Grausamkeit prahlen. Aber es wundert uns nur deshalb, weil der Kreis dieser Leute beschränkt ist, und hauptsächlich, weil wir uns außerhalb des Kreises befinden. Können wir indessen nicht dieselbe Erscheinung an Reichen beobachten, die mit ihrem Reichtum, das heißt ihrem Raube prahlen; an Feldherren, die sich ihrer Siege, das heißt ihrer Mordthaten rühmen; an Herrschern, die mit ihrer Macht, das heißt ihrer Gewaltthätigkeit prahlen? Bei diesen Menschen sehen wir die Verkehrtheit ihrer Lebensanschauung nur deswegen nicht ein, weil der von ihnen gebildete Kreis ein größerer ist und wir uns selbst innerhalb desselben bewegen.

Als die Maslowa fühlte, daß Nechljudow sie in eine andre Welt versetzen wollte, leistete sie ihm Widerstand, in der Voraussetzung, daß sie in jener Welt, in welche er sie hineinzog, ihre Stellung im Leben verlieren würde, die ihr Zuversicht und Selbstachtung verlieh. Aus diesem Grunde hatte sie auch die Erinnerung an ihre erste Jugend

und ihr erstes Verhältnis zu Nechljudow aus ihren Gedanken vertrieben. Diese Erinnerung paßte nicht zu ihrer jetzigen Weltanschauung und war deshalb völlig in ihrem Gedächtnis ausgestrichen, oder besser: irgendwo unangerührt aufbewahrt und dabei so eingeschlossen und verklebt, wie Bienen, damit kein Zugang zu denselben übrig bleibt, die Nester der Maden verkleben, die die ganze Arbeit der Bienen verderben können. Und deswegen war der jetzige Nechljudow für sie nicht derjenige Mensch, den sie einst mit reiner Liebe geliebt hatte, sondern nur ein reicher Herr, den man ausnutzen konnte und mißte, und zu dem man nur Beziehungen unterhalten konnte, wie zu allen Männern.

„Nein, die Hauptsache konnte ich ihr nicht sagen.“ dachte Nechljudow, als er sich mit den Besuchern zum Ausgang wandte. „Ich habe ihr nicht gesagt, daß ich sie heirate. Ich hab's nicht gesagt, aber thue es.“ dachte er.

Die Aufseher, die an der Thür standen, zählten die Besucher bei ihrem Austritt wieder zweimal, damit kein Ueberzähliger im Gefängnis bliebe oder hinausginge. Daß man ihn auf den Rücken klatschte, beleidigte Nechljudow jetzt nicht mehr; er bemerkte es nicht einmal.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Nechljudow wünschte sein äußeres Leben zu verändern, die große Wohnung aufzugeben, die Dienerschaft zu entlassen und in einen Gasthof zu ziehen. Aber Agrafena Petrowna legte ihm dar, daß es keinen Zweck hätte, vor dem Winter etwas in der Lebensweise zu ändern; im Sommer würde niemand die Wohnung nehmen, und wohnen und Möbel und Sachen haben müßte man doch irgendwo. So führten alle Anstrengungen Nechljudows, sein äußeres Leben zu verändern (er wollte sich einfach, nach Studentenart einrichten), zu gar nichts. Nicht genug, daß alles beim Alten blieb; im Hause begann sogar eine angenehme Thätigkeit: ein Auslüften, Aufhängen und Ausklopfen aller Woll- und Pelzsachen, wobei der Hausknecht und sein Gehilfe, die Köchin und selbst Kornoi halfen. Zuerst wurden verschiedene Uniformen und sonderbare Pelzsachen, die niemals zu irgend etwas gebraucht wurden, hinausgebracht und auf die Leine gehängt; dann fing man an, Teppiche und Möbel hinauszuschleppen, und der Hausknecht mit seinem Beistand kramten die Armeel an den muskulösen Armen auf und klopfen im Takt kräftig all diese Gegenstände aus, und durch alle Zimmer verbreitete sich Naphthalingeruch. Wenn Nechljudow über den Hof ging und aus dem Fenster schaute, wunderte er sich darüber, wie schrecklich viel alles das war, und daß alles ohne Zweifel unnütze Dinge waren. Die einzige Verwendung und Bedeutung dieser Sachen, dachte Nechljudow, bestand darin, daß sie Agrafena Petrowna, Kornoi, dem Hausknecht, seinem Gehilfen und der Köchin Gelegenheit zu turnerischen Uebungen gaben.

„Es lohnt sich nicht, die Lebensweise jetzt zu ändern, bevor der Prozeß der Maslowa nicht entschieden ist.“ dachte Nechljudow. „Und dann ist das auch allzu schwer. Es wird sich trotzdem alles von selbst ändern, wenn sie freigesprochen oder verurteilt wird, und ich ihr folge.“

An dem vom Advokaten Janarin festgesetzten Tage fuhr Nechljudow zu ihm. Als er in seine prachtvolle, ihm selbst gehörige Wohnung mit riesigen Gewächsen, wunderbaren Gardinen an den Fenstern und überhaupt jener teuren Einrichtung trat, die von unsinnigen, das heißt ohne Mühe erhaltenen Summen spricht, und welche nur bei unerwartet reich gewordenen Leuten angetroffen wird, — traf Nechljudow im Empfangszimmer ganze Reihen von Besuchern, die, bedrückt wie beim Arzt, an Tischen mit illustrierten Journalen saßen, die zu ihrer Zerstreuung dienen sollten. Der Bureauvorsteher des Advokaten saß ebenfalls hier, an einem hohen Pult; als er Nechljudow erkannte, trat er auf ihn zu, begrüßte ihn und sagte, er würde seinem Chef sofort Meldung machen. Aber der Bureauvorsteher war noch nicht bis zur Thür des Arbeitszimmers gelangt, als diese sich von selbst öffnete und laute, lebhaft Stimmen — eines nicht mehr jungen, stämmigen Mannes, mit rotem Gesicht und dachtem Schnurrbart, in funkelndem neuen Anzug, und Janarins selbst — ertönten. Auf den Gesichtern beider lag derjenige Ausdruck, den man bei Leuten

findel, die soeben ein vorteilhaftes, aber nicht ganz sauberes Geschäft abgeschlossen haben.

„Sind selbst schuld daran, Freund,“ sagte Zanarin lächelnd.

„Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

„Na, na, das kennen wir.“

Und beide lachten unnatürlich.

„Ah, Fürst, bitte sehr!“ sagte Zanarin, als er Rechljudow erblickte, nickte dem sich entfernenden Kaufmann noch einmal zu und führte Rechljudow in sein stilgerechtes Arbeitszimmer. „Bitte, rauchen Sie,“ sagte der Advokat, indem er sich Rechljudow gegenüber setzte und das Lächeln verließ, welches durch den Erfolg des vorausgegangenen Unternehmens hervorgerufen war.

„Danke, ich komme wegen des Prozesses der Maslowa.“

„Ja, ja, sofort; ach, sind das Casus, diese Geldsacke,“ sagte er. „Sie haben den Burschen gesehen, er besitzt ein Kapital von zwölf Millionen. Und sagt dabei, er sei schwach. Aber wo er Ihnen nur einen Fünfundzwanzig-Rubelschein herausholen kann, da entreißt er Ihnen den Schein mit den Zähnen.“

Er spricht von seiner Schwäche, und du sprichst von Fünfundzwanzig-Rubelscheinen,“ drängte inzwischen Rechljudow und fühlte eine unbestimmte Aversion gegen diesen skrupellosen Menschen, der durch diesen Ton zu zeigen wünschte, daß er mit ihm, mit Rechljudow, so, aber mit den Klienten und dem übrigen ein anderer, aus einem fremden Lager wäre.

„Er hat mich schon fürchterlich geelendet; ein nichts-würdiger Mensch! Ich wollte mir nur das Herz erleichtern,“ sagte der Advokat zur Rechtfertigung dafür, daß er nicht über den Prozeß redete. — „Also, was Ihre Sache anbelangt. . . Ich habe den Prozeß aufmerksam durchgelesen und seinen Inhalt nicht gebilligt wie bei Turgenjew steht, das heißt: der Anwalt war jämmerlich und hat alle Kassationsgründe verjämmt.“

„Also was haben Sie beschlossen?“

„Im Augenblick. — Sagen Sie ihm,“ wandte er sich an den eintretenden Bureaudirigenten, „daß es so gehen wird, wie ich ihm gesagt habe; kann er — gut, kann er nicht — auch gut!“

„Aber er ist nicht damit einverstanden.“

„Nun, dann ist es auch einerlei,“ sagte der Advokat, und sein fröhliches und wohlgenuttes Gesicht wurde plötzlich finster und böse.

„Da heißt es, die Advokaten verdienen das Geld umsonst,“ sagte er, wieder die frihere Freundlichkeit in seinem Gesicht aufziehend. „Ich habe einen unvernünftigen Schuldner von einer ganz ungerechten Anklage frei bekommen, und jetzt überläßt mich alles.“

„Aber jeder solcher Prozeß kostet ungeheure Arbeit.“

„Lassen doch auch wir, wie ein Schriftsteller sagt, ein Stück von unserm Fleisch im Tintenfaß.“

„Nun also, Ihr Prozeß, oder der Prozeß, der Sie interessiert,“ fuhr er fort, „ist niederträchtig geführt, triftige Gründe zur Kassation sind kaum vorhanden, aber man kann trotzdem versuchen, ihn zu kassieren, und da habe ich denn folgendes geschrieben.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Für 150 000 Mark, so schätzt man, hat die Stadt Berlin Bretter, buntes Zeug und „Laimen“-Grün eilig einander gestügt, um ihr für ein paar Stunden ein festliches Gepränge zu verleihen. Ein Drittel der Summe hat man ihr nur bewilligt; es scheint ein neuer Trieb, Loyalität zu züchten, indem man zunächst nur eine löbende Anzahlung fordert und die Hauptkosten dann im Wege einer Etats-Überschreitung einlöst.

Man muß es dem Fiskus und der Schloßverwaltung nachrühmen, daß sie in dem Besuch fremder Fürstlichkeiten entgegen der freisinnigen Kommune keinen Anlaß gesehen haben, ihre Mittel für kostspieliges Flitterwerk herzugeben. Die öffentlichen Gebäude begnügten sich mit ein paar Fähnchen und, wenn es hoch kam, einigen dürftigen Guirlanden, und die Schlösser blieben gar gänzlich schmucklos. Einen erstmaligen Beweis von Charaktergröße aber haben die Warenhäuser gegeben, so weit sie durch die geplante Ausnahmesteuer getroffen werden: sie, die sonst Tausende für lärmende Ausstaffierung an patriotischen Feiertagen verbrauchen, wendeten diesmal keinen bunten Feyer und kein Talglicht zur Erhöhung der Weihe des Tages und des Abends an. Sie demonstrierten gegen die Warenhaussteuer, indem sie den Tag der fürstlichen Gäste gänzlich vergessen zu haben schienen. Das Selbstbewußtsein, das

dem städtischen Freisinn abhandeln gekommen ist, scheint eine letzte Zuflucht bei den Warenhaus-Inhabern gefunden zu haben, die dem Grundlag der Barzahlung auch in der Politik befolgen. Hingegen unsere Stadtdemokraten in ihrer Ueberchristlichkeit die Ruten, mit denen sie gezüchtigt werden, mit Fähnchen und grünen Reifern umwideln und sie zum Zeichen hingebender Demut jauchzend zur Schau stellen. Freilich auf ihre Hochgefühle, die ihnen das Völkerverbrüderungs-Fest verschaffte, fiel ein tiefer, trauernder Schatten. Ein tödlicher Zufall hat den hofischen Kredit, den sie sich mit so unglücklicher Mühe und Selbstverleugnung endlich zu erwerben begannen, mit einem Schläge wieder zerstört. Man wollte dem Kronprinzen Glück wünschen, daß er regierungsmündig geworden, und die Verjämmlung der Stadtverordneten, die berufen war, dieses kommunale Glück empfinden herzlich zu stillkieren, erwieis sich als beschlußunfähig. Die Adresse kommt nicht mehr zum Termin zu stande, und bei Hofe wird man die Rücksichtslosigkeit, bei so bedeutamen Angelegenheiten nicht vollzählig zu erscheinen, recht ungnädig empfinden. Ja, Freiherr v. Mirbach, dessen Weltanschauung in einer Konfistorialordnung aus dem 16. Jahrhundert wurzelt, wird in der Durchführung der lokale Nachlässigkeit des Stadtfreisinn verschuldeten Verspätung der Adresse sicher eine verstärkte Antwort auf die Warttragödie des Berliner Oberbürgermeisters argwöhnen, wenn man sich demagen Zeit läßt, seitens der Kommune die Regierungsfähigkeit des Thronfolgers zu bestätigen. Die 150 000 M. sind vergebens hergegeben worden: die unglückliche Beschlußunfähigkeit hat alle Erfolge wieder zu Schanden gemacht. Es wird dem Kommunalfreisinn nur eines übrig bleiben, um von seiner getrunnen Untertwürfigkeit zu überzeugen: er wird die Mirbachsche Konfistorialordnung als rechtsverbindlich anerkennen müssen. Außerdem aber ist den Stadtverordneten aus jener unzeitgemäßen Beschlußunfähigkeit ein schriftstellerisches Problem von solcher Schwierigkeit erwachsen, wie es seit Beginn der Weltgeschichte kaum jemals sich dargeboten hat. Wie soll man die Nachträglichkeit entschuldigen? Es geht doch nicht an, daß man versichert, man habe erst eben von dem Ereignis erfahren und beileibe sich darum nicht. Auch das hilfreiche Citat: Spät kommen wir, doch wir kommen, behebt die Schwierigkeiten nicht. Am einfachsten ist es schon, das Schriftstück vorzubutieren und es, mit einer Fünf-Pfennig-Marke versehen, in den Briefkasten eines Bororts zu werfen, der von dem Stadtverehr-Porto ausgeschlossen ist. Dann glaubt es erstlich jedermann leicht, daß die postalische Beförderung schon ein paar Tage gedauert haben kann, und da die Annahme außerdem wegen des zu zahlenden Strafportos verweigert werden dürfte, kann man dann bei einer zweiten Abfindung die Verspätung mit triftigen und sehr verzeihlichen Gründen entschuldigen. . . .

Fürstenvisiten haben noch immer ihr Publikum, jenes ewige Publikum, das stets vorhanden ist, wenn Militärärmel extant, ein Leichnam aus dem Hause getragen wird oder ein Brautpaar zur Kirche schreitet. Immer ist es der gleiche Ausdrud stumpf erregter Reugier, die sich an jeder Erscheinung sättigt, ohne nach ihrem inneren Wert zu fragen. In dieser psychologischen Verfassung liegt ein starkes Konservierungsmittel für Gewalten, die die Macht haben, gaulende Massenensationen herzustellen. Aber in dieser Gemühsfähigkeit, die nur möglich ist, weil große Schichten des Volks in unglücklicher Verödung, vor jeden höheren geistigen Lebens, ihre Tage verschleppen, liegt doch zugleich ein Winder. Ist es wirklich ein Vergnügen, in grauenvoll segendem Staub, im stickigen, übel riechenden Dunst schweigender Menschenmassen, zwischen Droschken und Säugmanns-pferden, die gelegentlich auf den Köpfen der Straßenpöler schmerzhaft tänzeln, sich vorwärts zu drängen, bloß um im folgenden Guich einige glänzend uniformierte Fürstlichkeiten vorbeifahren zu sehen? Aber für alle diese Frauen und Kinder, diese Mitglieder des intellektuellen und nicht-intellektuellen Mittelstands, denen sich vereinzelte Lumpenproletarier gesellen, diese Kriegervereins-Mitglieder, die durch die märchenhaften Kreisblatt-Schilderungen aus der Provinz nach Berlin gelockt wurden, scheint in der That so ein stiller Blick die Strapazen wert. Einen grünen Helmbusch eilig vorüberflattern zu sehen, entschädigt für blaue Flecken und ausgedorrte Gaumen. Nur sind die Gefühle dieser Menschen, die sich dankbar mit dem von der Polizei bewilligten Rest von Bewegungsfreiheit begnügen, nicht eben hochpolitischer Natur. Von Völkerverbrüderung hört man nichts, auch dynastische Heiligensität kommt nicht zum Ausdruck. Ihre Empfindungen schweifen nur im Allgemein-Menschlichen. Der Prunk der Uniformen und die Schnelligkeit der Pferde imponiert. Man hat auch Sinn für die Schwierigkeiten der Repräsentation. Man bemitleidet sogar die strahlenden Herrschaften. Zwei ältere Frauen tauschen darüber ihre seufzend-staunenden Betrachtungen aus: Das muß doch fürchterlich anstrengend sein, so jeden Tag von morgens bis abends zu regieren. Aber ganz besonders erwidert die Kinder fürstlicher Personen die mütterlichen Gefühle der Gaffenden. Es ist dieselbe Erregung, die man in Specialitäten-theatern beobachten kann, wo das Publikum stets über die kindlichen Künstler am meisten entzückt ist. So giebt es auch hier entzücktes Staunen, wie man, obwohl so klein, schon die Fäßheit habe, eine ausgewachsene Prinzessin zu sein und mit solcher Zierlichkeit sich zu bewegen.

Derart offenbart sich die Volksseele der immer gleichen Philisternwelt. Der Geist des Eherischen Depeschemajals beherrscht die ganze Triumphstraße. Kein politischer Gedanke, kein ernstes Ideal beherrscht diese Massen, und die Herrschenden würden sich in einer

verhängnisvollen Selbsttäuschung befinden, wenn sie in ihnen eine verlässliche Gefolgschaft ihrer Interessen glaubten. Diesem Publikum ist es ganz gleich, welches Schauspiel aufgeführt wird und wer es darstellt; wenn's nur etwas kostenlos zu sehen giebt, und die harmlosen Sportisten, die überall dabei sind mit ihren sensationell gewanderten Damen im völlig gefährdeten, nach der neuen Mode tropisch üppigen Haarwuchs, lassen sich's gern auch ein Erledliches kosten.

Die gleiche Bewunderung, wie dem äußeren Glanz staatsrechtlich bevorzugter Menschen, wird ja auch dem zweifelhaften Schmutz der Straßen freigebig gezollt, der bei solcher Gelegenheit, ebenso häufig wie künstlerisch geschmacklos hergerichtet wird. In dieser stittrigen Theaterpracht, die ihren Conlissenschein ins strenge Sonnenlicht zu stellen wagt, steckt ein Moment ästhetischer Verbildung des Volks. Dieser Land macht sich autoritative Geltung an, schon weil er so teuer ist. Wenn die Farben nur schreien, wenn es an Bronze und Gold nicht fehlt, die rohen Gerüste möglichst hoch in den Himmel klettern und puppiger Zierrat nicht gespart wird, so bezaubert der erlogene Glanz, die jämmerliche Unwahrhaftigkeit, das meiche Schminntum die künstlerisch Ungebildeten und wird ihnen zum Maßstab ästhetischer Größe, gleich wie die politische Indifferenz bei Paraden und Einzügen das Interesse am Wesentlichen und Bedeutsamen menschlicher Kultur einbüßt.

Insonderheit sollte man endlich aufhören, die großen modernen Städte mit ihrer geradlinigen Charakterlosigkeit durch derartigen angestrichenen Aufputz ins Posenhafte zu verzerren. Wenn in den alten Städten, deren Gassen krumm und eng über Hügel klimmen, zwischen den Giebelhäusern grüne Brücken geschlagen werden und in der Mitte wie aus den Wolken bunte Wimpel herabhängen, dann wirkt solch simpler Schmutz wie kindliche Fröhlichkeit. Gar keinen Sinn und gar keinen Geschmack aber zeigt es, Fahnen und Aeste an die Miesentästen der modernen Großstadthäuser zu heben und zwischen die schweren Steinmauern trägerisch verhängte Holzsolofce zu stellen; es wirkt doch immer nur wie ein großemwohnstümig gewordener Fünfsig-Pfennig-Bazar, und der Vorübergehende wird höchstens von dem bänglichen Gefühl erfaßt, das schnell gemimmerte Werk möchte zusammenstürzen.

Ein plumper Obelisk aus rohem Holz gehalten, mit grober grauer Sackleinwand überkleidet, ein paar durchsichtig angepinselte Goldkreise, unten grünes Rankenwerk und oben ein gipfelförmiger Adler, der Gold vorschwindelt — so ehet man den Besuch eines fremden Treiben. Am Ende hat der Berliner Stadtkreisling doch mit solchem dekorativen Ill eine Satire auf den monarchischen Kultus liefern wollen; denn dieser freisinnige Monarchenkult ist eben so eart wie der Sackleinwand-Obelisk. — Joe.

Von der Weltausstellung.

4. Unglück über Unglück. Die Alexanderbrücke. Die Kunstpaläste.

Paris, 3. Mai 1900.

Der letzte Sonntag war von einer Pracht und Schönheit, die selbst in dieser Stadt des sprichwörtlich schönen Frühlings selten sind. Ungezählte Scharen froher und festlich gestimmter Menschen waren hinausgeköhlt, um nach der Woge schwerer Arbeit ein bißchen Sonnenschein und Maicnlust zu erhaschen. Den ganzen Tag über herrschte auf der Ausstellung regstes und vergnügtestes Leben und Treiben, als plötzlich um vier Uhr nachmittags der trachende Zusammensturz einer Verbindungsbrücke zwischen zwei Schauplatzgebäuden Entsetzen, Schrecken und Verzweiflung ringsum verbreitete. Die Leser dieses Blatts sind an anderer Stelle bereits über den äußeren Hergang und die mitnächstlichen Ursachen des gräßlichen Unglücks unterrichtet worden. Aber was dort nicht geschilbert worden ist, das ist der tiefe und nachhallige Eindruck des Ereignisses auf die Ausstellungsbesucher. Eine lähmende Müdigkeit überall, ein angstvolles, unruhiges Fragen und Forschen, eine Solidarität des Mitleids, die durch den Gegensatz der Freude und Lustigkeit vorher noch rührender gemacht wurde. Wie immer so nahmen auch jetzt die Gerüchte über die Größe des Unglücks die unwahrscheinlichsten Formen an; man schrieb, die große Fenabridie sei eingestürzt, Hunderte von Opfern rängen mit dem Tode und hundert andre seien schwer verletzt. Und als endlich authentische Nachrichten angeschlagen waren, als sich der dicke Kreis der Neugierigen um die Unglücksstelle ein wenig lichtete, da wurden doch immer noch neue Zweifel in die Masse geworfen, ob man nicht durch falsche Nachrichten dem „Geschäft“ zu Liebe getäuscht werden sollte. Die Freude war vergällt, der frohe Himmel der sorglosen Lustigkeit mit schwarzen Wolken verhängt — ein böies Ende des Tages, der so schön begonnen. Und dann am folgenden Tage wieder ein Unglück! Vier fleißige Arbeiter mit zerstückelten Gliedern, vom Gerüst abgestürzt, haben mit ihrem warmen Blut und zuckenden Hirn den Boden der Festhalle bespritzt! O, diese Gegensätze! So ist das Leben, so ist der Krieg, wie das französische Wort sagt; so ist auch die Ausstellung. Kein Stillstand darnm, neue Schaffende treten an Stelle der Gefallenen, Pann über Bord, vogue la galère — Voldampf voraus!

Von der Avenue des Champs Elysées (der Straße der elysäischen Gärten), ungefähr an der Stelle, wo der Industriepalast der früheren

Ausstellungen stand, führt jetzt eine neu geschaffene Prachtstraße direkt auf den hochragenden Invalidendom mit seiner vergoldeten Stupel zu. Der russischen Freundschaft zu Liebe hat man sie Nicolausstraße genannt, und die herrliche Brücke, die hier die Seine überspannt, Alexanderbrücke. Unzweifelhaft ist diese Brücke eines der bemerkenswertesten Werke moderner französischer Ingenieurkunst. Glücklich als die Berliner, die sich ihren Ruh durch die misratenen Arbeiten eines vormalig schlecht geleiteten Baubureaus verschandeln lassen mußten und heute eine kleine Reife zu machen haben, um wenigstens an der Oberfluche einen würdigen Brückbau betrachten zu können, haben die Pariser jetzt mitten in ihrer schönen Stadt einen Flussübergang, der durch seine praktische Gestaltung, die Eleganz seiner Linienführung und die Pracht seiner dekorativen Ausstattung Bewunderung erregt. Die Aufgabe, die den Architekten und Ingenieuren Kosal und Alby gestellt war, bot der Schwierigkeiten Übergang: es handelte sich darum, mit einem einzigen Joch die ansehnlich breite Seine zu überspannen, der Schifffahrt genügenden Spielraum auch bei hohem Wasserstande zu gestatten, und doch zugleich die Trace so niedrig zu halten, daß der wundervolle Durchblick auf den Invalidendom nicht beeinträchtigt wurde. Diese Aufgabe haben sie gelöst und damit ein Werk geschaffen, das das Andenken an diese Ausstellung — zweifellos wohl die letzte ihrer Art — lange Zeit wach erhalten wird. Die große Völkerfeier von 1889 hat den Pariser den Eiffelturm gebracht, der auch jetzt noch in ragender Größe das Marsfeld beherrscht, ein Bauwerk, dem man bei aller Bewunderung für seine Größe und Kühnheit kaum einen sympathischen Zug abgewinnen kann, so recht eine Schöpfung eines spelulierenden Panamisten, der gewohnt ist, mit faulen Worten zu handeln, und den Humberg als erlaubtes Mittel des Existenzkampfes ansieht; wie viel lieber lenkt man den Blick von ihm auf diese Brücke, die bestimmt ist allen zu dienen, die nicht nur ein schönes, sondern auch ein nütliches, der Gesamtheit förderliches Werk ist, einen socialen Wert repräsentiert. Für babylonische Thürme, für Pyramidalbauten beginnt unsre Zeit den Geschmack zu verlieren. Und wenn sie nützliche Werke auch noch mit dem Namen eines angstgepeinigten halbasiatischen Selbstherrschers verunziert, so darf man doch hoffen, daß sie auch diese unwürdige Schwäche bald ablegen wird. Aber für die französische Bourgeoisrepublik ist und bleibt diese Rahmgebung ein charakteristisches Zeichen.

Biegt man von der Avenue des Champs Elysées in die Nicolausstraße ein, so erheben sich rechts und links zwei monumentale Gebäude mit prächtigen Sandsteinsarcaden: der große und der kleine Kunstpalast, die an diesem ersten Mai eingeweiht worden sind. Der große Palast besteht aus drei selbständigen Gebäuden; dem Hauptgebäude an der erweiterten Nicolausstraße, einem zweiten Gebäude an der Avenue d'Antin und einem Verbindungsstück; diese Dreiteilung war geboten durch die Gestaltung des Platzes, da die beiden Fronten nicht parallel zu einander verlaufen, sie gab aber auch zugleich die Möglichkeit einer überraschend reichen architektonischen Gliederung. Durchweg im romanischen Stil gehalten, ist die massige Vorderfront durch eine Reihe mächtiger Säulen sehr glücklich eingeteilt und durch zwei wunderschöne terrassierte und Mosaikfriese prächtig geschmückt. Wir sprachen schon in einem früheren Brief davon, daß diese Ausstellung den Mangel eines modernen, einheitlichen und logischen Stils evident darthue; aber hat man sich einmal mit dem heute herrschenden Eklekticismus (Stilmischmasch) abgefunden, so wird man der Kunst der Architekten, die dieses Bauwerk schufen, die Anerkennung nicht verjagen. Sie haben ein Gebäude hergestellt, das den bildenden Künsten eine bleibende Stätte bieten wird; Maler und Bildhauer aller Nationen können sich keinen würdigeren Rahmen für ihre Schöpfungen wünschen, solange man überhaupt noch ihre Kunstleistungen in die an Kirchhöfe gemahnenden Ausstellungen und Museen zu bauen geneigt ist. — Gegenüber diesem großen Palaste erhebt sich, kleiner zwar und weniger reich ausgestattet, doch in der Wirkung ruhiger und einheitlicher, der sogenannte kleine Kunstpalast: das Beiwort „klein“ ist dabei freilich nur relativ zu verstehen, denn auch dieses schöne Bauwerk zeigt ansehnliche Dimensionen. In gewöhnlichen Zeiten, nach der Ausstellung, soll der große Palast, wie wir schon andeuteten, als Ersatz für die ehemalige Industriehalle, den Zwecken der regelmäßig wiederkehrenden Kunstausstellungen dienen; der kleine soll zu einer Art Pariser Museum ausgestellt werden. Heute sind beide zu einer fast unübersehbaren reichen, vierstättigen Kunstausstellung eingerichtet worden: eine retrospektive (rückschauende), eine ausländische, eine französische Jahrhundert- und eine französische Jahrzehnt-Ausstellung sind hier vereinigt. Nach einer einzigen, wenn auch stundenlangen Wanderung durch die zahlreichen Säle, nach einem notgedrungenen flüchtigen Anblick unter diesen aus ganz Frankreich und der ganzen Welt zusammengetragenen Schätzen, ist eine Beschreibung ganz unmöglich. Es gehört Ruhe und es gehört liebevoller Fleiß dazu, um sich in das zu verlieren, was hier in einzigartiger Vollständigkeit dargeboten wird. Aber schon auf der ersten Wanderung durch die retrospektive und die französische Jahrhundert-Ausstellung erstant man über die Anzahl der hervorragenden Kunstwerke, die dieses Land besitzt. Welcher Reichtum, wo so vieles den natürlichen Verfall, die kriegerischen Zerstörungen, den vernichtenden Unverstand und den böden Kunsthaß überdauern konnte! Gewebte Tapeten aus dem 14. Jahrhundert prangen an den Wänden, und auf den Tischen liegen zierliche Elfenbein- und Holzschmuckereien, deren Alter nicht mehr mit Sicherheit festzustellen ist; das ancien régime (die Zeit des

alten Königs herrschaft) lebt vor unseren Augen wieder auf, der sum-berärende, schwelgerische Luxus des großemwahnsinnigen Königtums; und daneben der feife überlabene und mit antiken Motiven lofettierende Stil des ersten Kaiserreichs. Kirchen und Museen aus der Provinz, Privatleute aus Stadt und Land, aus Frankreich und der Ferne haben ihre Schätze bereitwillig zur Verfügung gestellt. Da giebt es nicht nur zu schauen und zu bewundern, sondern auch zu lernen, viel zu lernen. — S.

Kleines Feuilleton.

k. Keine Damen. Vor einigen Tagen hielt der bekante englische Chirurg Treves bei einem Diner im Reformklub in London eine Ansprache, in der er das Verhalten vieler englischen Frauen im Kriege scharf verurteilte und von einer „Frauenplage“ in Kapstadt sprach. Diese Aeußerung hat nun in London einen wahren Entzündungssturm hervorgerufen. Die Londoner Zeitungen sind voll von Protesten, die ihnen täglich in großer Zahl zu gehen. Der Berichterstatter der „Daily Mail“ hat sich daher persönlich an Treves gewandt, um von ihm nähere Angaben über die Gründe seines Angriffs auf die Frauen zu erhalten. Treves erwiderte: „Sie werden sich erinnern, daß ich der einzige Chirurg war, der einen Stab von Wärterinnen mit hinausnahm. Ich that das, weil ich weiß, daß Frauen unentbehrlich bei diesen wichtigen Zweigen der Lazarettarbeit sind. Auch für die Frauen, die freiwillig die Heimat, Geld und Bequemlichkeit aufgegeben haben, um bei dem Werk, die Leiden zu lindern, zu helfen, habe ich nur die tiefste Bewunderung. Daß man meinen Bemerkungen eine andre Bedeutung untergelegt hat, setzt mich in Ersäunen. Aber wenn ich die Lage der Dinge in Kapstadt erkläre, wo eine ganz andre Art von Frauen sich zusammengedrängt hat, werden Sie selbst urteilen, ob ich berechtigt war, einen starken Protest gegen das, was ich mit „Frauenplage“ bezeichnete, auszusprechen. Kapstadt war zu der Zeit, von der ich sprach, vollgepfropft mit müßigen Frauen, von denen die meisten „smarte“ Damen aus der „Gesellschaft“ waren, die, nach neuen Sensationen begierig, nach Südafrika kamen, um sich einen Feiertag zu machen. Die Hotels in Kapstadt waren angefüllt mit diesen Damen, die sich hier wie bei einem Viktualien in großem Stil amüßigten. Das Mount Nelson-Hotel war vollgepfropft mit ihnen, und wenn ein kranker oder verwundeter Offizier von der Front kam, um Quartier zu suchen, hatte er nicht die geringste Aussicht, ein vollständiges Hotel zu finden. Diese vornehmen jungen Damen hatten nicht den geringsten Vorwand, in Südafrika zu sein, außer ihrem eignen Wunsch, den Feldzug zu einem Gegenstand neuer Vergnügungen und Sensationen zu machen. Das war aber noch nicht die schlimmste Seite ihrer Anwesenheit. Wenn Mittagsgesellschaften und andere gefellige Vergnügungen ihnen zu langweilig wurden, veranstalteten sie einen gemeinschaftlichen Besuch der Lazarette. „Was werden wir heute anfangen?“ — „Wir wollen die Verwundeten besuchen“, so hieß es, und das gab den Anlaß zu einem Einfall in die Lazarette und einer unberechenbaren Einnischung in die Thätigkeit der Ärzte, Offiziere, die die Aufsicht über die Verwundeten hatten, wurden in der Erfüllung ihrer Pflichten von den Damen unterbrochen. Sie zeigten Erlaubnischeine von hohen Persönlichkeiten vor, denen die Offiziere nichts zu verweigern wagten. So wurden denn die Frauen heringeführt, und die Verwundeten wurden ihnen gezeigt. Es gab Fälle, in denen Verwundete, die ein halbes Dutzendmal hintereinander von diesen Eindringlingen, die sich in alles hineinmischten, geweckt waren, sich von ihnen abwandten und schließ-lich sagten: „Mein Gott, werde ich denn nie zur Ruhe kommen?“ In einem andern Fall beklagte sich ein Militärarzt, daß es schon spät wäre und er noch keinen seiner Patienten ordentlich gesehen hätte wegen der Herde geschäftig thnender Frauen, die an dem Tage sein Lazarett zu ihrem Schauplatz gemacht hätten. Nur von diesen Frauen, die im Kriege ihre krankhafte Neugierde zu befriedigen suchen, habe ich gesprochen.“ —

Theater.

c. In der Jahresversammlung der französischen „Gesellschaft der dramatischen Autoren und Komponisten“, die unter dem Vorsitz von Victorien Sardou am Mittwoch abgehalten wurde, erstattete Paul Milliet den Bericht, aus dem hervorging, daß die Einnahmen sich im Geschäftsjahr 1898/1900 auf 3 743 393,60 Frank, d. h. 73 174,50 Frank mehr als im Vorjahre erhoben haben. Diese Einnahmen verteilen sich auf: Paris und Vororte 2 475 594,20 Frank, Departements 968 575,70 Frank, Ausland 300 223,70 Frank. Interessant war in dem Bericht auch folgender Vergleich: Die Gesamteinnahmen der Pariser Theater beliefen sich im Jahre 1866/67 auf rund 13 Millionen, 76/77 auf 16 Millionen, 86/87 auf 19 Millionen, 1896/97 auf 22 Millionen, und im Jahre 1899/1900 haben sie genau 22 150 936,18 Frank erreicht. Milliet führte dazu an, daß die gegenwärtige Geschäftslage der Theater im allgemeinen nicht zu großen Besorgnissen Anlaß gäbe; man dürfe nicht, wie es so oft geschähe, aus der schlechten Lage einzelner Theater auf eine allgemeine Theatermüdigkeit des Publikums schließen. Die Lage dieser Theater könne die verschiedensten Ursachen haben: zu hohe Löhner, die ins Ungemessene wachsenden Forderungen einzelner Künstler, Un-

beständigkeit der Leistung, bei der kein Stammpublikum herangezogen würde, wie überhaupt, daß das Budget auf ein Maximum der Einnahmen gestellt werde, das in normalen Zeiten nicht immer erreicht werden könne. Einen kleinen Sturm rief ein Antrag Pierre Decourcelles hervor, der bezweckte, zum Besten der Alterspensions-Kasse ein Prozent von den Einnahmen, die aus dem Ausland eingehen, zu erheben. Das Komitee erklärte diesen Vorschlag für „statutenwidrig“, worauf die Majorität der Versammlung energisch protestierte; wenn die Statuten einen so menschenfeindlichen Vorschlag nicht zuließen, so müßten sie eben revidiert werden. Nach erregtem Hin- und Herreden wurde ein Antrag von 65 Mitgliedern, deren Unterschriften schnell gesammelt wurden, auf eine außerordentliche Generalversammlung gestellt, die über den Antrag Decourcelles beraten sollte. —

Astronomisches.

— **Neue Planeten.** Auf der Lid-Sternwarte in Kalifornien wurde, wie die „Nöln. Ztg.“ berichtet, mittels des großen photographischen Fernrohrs nach mehrstündigem Exponieren der Platte ein neuer Planet aus der Gruppe der Asteroiden zwischen Mars und Jupiter entdeckt, der durch seine überaus geringe Helligkeit und Kleinheit höchst merkwürdig ist. Er erschien bei der Entdeckung nur 17. Größe und kann kaum jemals heller als 16. Größe werden. Für das große Lid-Teleskop liegt er an der Grenze der Wahrnehmbarkeit, und es ist wahrscheinlich, daß in ganz Europa kein Fernrohr vorhanden ist, welches dieses Sternchen direkt zu beobachten gestattet. Nur das eine oder andere große photographische Teleskop, wie z. B. das neue große Instrument in Potsdam, kann diesen Planeten zur Darstellung bringen. Die Bahn desselben ist merkwürdig wenig von der Kreisbahn abweichend und auch nur sehr wenig gegen die Ebene der Erdbahn geneigt. Nach seiner Helligkeit zu schließen, kann dieser Planet nur 8—10 Kilometer im Durchmesser haben, so daß sein ganzes Volumen demjenigen eines nicht allzu großen irdischen Berges kaum gleichkommt und seine ganze Oberfläche kleiner ist als die Fläche, welche die Stadt London bedeckt. Auch Japan beteiligt sich an astronomischen Forschungen; zum erstenmal wird von dort die Entdeckung von neuen Planeten gemeldet. Sie geschah auf dem astronomischen Observatorium Nagabu bei Tokio durch S. Hirahawa. Die beiden unentdeckten Planeten wurden auf photographischem Wege gefunden. —

Humoristisches.

— **Der einzige Fehler.** Zimmervermieterin (Witwe): „... Etwas ist an den Zimmern doch immer auszu-setzen! Mein gegenwärtiger Mieter z. B. ist fleißig, ruhig, nüchtern, ordentlich — nur will er mich absolut nicht heiraten!“ —
— **Der geschiedte Piccolo.** „Piccolo, habt Ihr ein Konversationslexikon?“
„Nein! ... Was möchten S' denn gern wissen, Herr Professor?“ —
— **Unerwartete Schlussfolgerung.** Er: „Es ist doch stark, lauft der Junge seiner Braut ein Bouquet um fünf Mark!“
Sie: „Darum siehst Du jetzt, was für ein schäbiger Bräutigam Du dereinst gewesen bist!“ — („Zitg. Bl.“)

Notizen.

— Der Schauspieler Franz Guhery vom Lessing-Theater ist im Alter von 50 Jahren gestorben. —
— Die Große Berliner Kunstausstellung ist Samstagabend eröffnet worden. —
— In Frankfurt a. M. wurde die dreialtliche Oper „Die Mainacht“ vom Nimska-Korsakow zum erstenmal deutsch aufgeführt, hatte aber keinen rechten Erfolg. —
— Am Züricher Stadttheater sind nach der „Z. P.“ in der Nacht die beiden Steinfiguren, die den Haupteingang des Theaters flankieren, von roher Hand arg beschädigt worden. —
— Bisher unbekante Manuskripte von Tennyson, die Jugendgedichte und eine Anzahl von Briefen, die der Dichter an Arthur Hallam richtete, enthalten, sind von einem Gelehrten in Sheffield entdeckt worden. —
— Ueber die bisherigen Ergebnisse und den Verlauf der neuesten Reise Sven Hedins nach Centralasien berichtet das jüngste Heft von „Petern. Mitt.“ Danach hat Sven Hedin die Erforschung des Tarim bereits ausgeführt. Am 1. September 1899 war er in Kashgar eingetroffen und hatte nach kurzem Aufenthalt dort Kasik am Jarlaud-darja erreicht, wo er eine Flußfähre ankaufte, um auf dieser die Fahrt stromabwärts bis zum Lob-nor anzutreten. Am 15. September begann die Thalfahrt, die am 7. Dezember, im Jang-tschang am Lob-nor abgeschlossen wurde. Die Frucht dieser Flußfahrt ist eine vollständige Aufnahme des Jarlaud-darja und des Tarim. —
— „Wo'r of allerwägs hengeraden launt, säd' de Hering, doz wärd he in Essig legt!“
(Wesdenburgisches Sprichwort.)